

## Der Kakadu.

71

Erzählung von Anna Croissant-Rust.

Guller fühlte sich sehr zufrieden an diesem Abend. Eigentlich schon länger, denn es kam ihm vor, als hätte er sich Frida gegenüber eine Falschheit vorzuwerfen. All die kleinen Heimlichkeiten, das Gewisper mit Resi, bedrückten ihn. Wenn er es genau besah, war es ja nichts. Er hatte Frida wiederholt vor Resi warnen wollen und konnte doch eigentlich nichts Unrechtes von ihr sagen. Seine Zudringlichkeiten wehrte sie stets ab, aber es schien doch, als fordere sie sie heraus. Einmal wollte sie als Dame behandelt werden, ein andermal benahm sie sich wie ein Cassenjunge oder über alle Maßen schnipvisch. Wie oft hatte er das „schöne Mädel“ hören müssen! Jeden Tag. Denn er packte jeden Tag getreulich auf, wenn sie nach Hause ging. Dann warf sie ihm gewöhnlich zu: „Das Mädel geht nach Haus!“ und sprang an ihm vorbei. Das konnte er doch Frida nicht sagen! Auch das nicht, daß er Resi gern ins Atelier gezogen und herzlich abgeklüßt hätte. Sie würde es gleich tragisch aufgefaßt haben, denn sie war noch immer unglaublich albern und altmodisch in solchen Dingen. Und doch war ihm unbehaglich zumut, weil ihm die paar Worte, die er mit Resi gesprochen, als Heimlichkeit vorkamen. Sie fielen aus dem Ton, in dem sie beide vor ihr und aus dem Ton, in dem sie mit ihr verkehrten. Es war ganz einfach Heuchelei dabei, und das widerstrebte eigentlich Guller gründlich, das lag ihm nicht; sadistisch sein, rücksichtslos sein, die Leute derb anpacken, das war seine Art, mit Skatentritten zu gehen, hatte er nicht gelernt, er „dilettierte“ sehr darin — das machte ihn mürrisch.

Auch Frida war an diesem Abend anders als sonst; sie war wieder ganz der schreckhafte Kakadu von früher, und hätte Resi nicht in einem fort geplappert, es wäre ein sehr stiller Abend geworden. Resi bekümmerte sich nicht im mindesten um Guller, und das reizte ihn.

„Ich habe Sie heute nämlich schon gesehen, Verehrte, und zwar in Begleitung,“ sagte er herausfordernd.

Resi kniff die Augen zusammen und warf ihm hin, ohne ihn anzusehen: „Vielleicht sehen Sie das öfter noch.“

„Soo!“ Guller war das Blut zu Kopf gestiegen, es riß ihm die Frage heraus: „Wer war der Herr?“

„Schaut's den an!“ pläzte Resi in echtem Münderisch heraus.

„Wir wissen's, gelten's, Fräulein Frida, wir zwei schon!“ triumphierte das Resi, und streichelte fortwährend Fridas Hand. Guller war's, als habe sich Resis Bünglein schadenfroh zwischen die Rippen gedrängt, er stand auf, verabschiedete sich rauh und ging in schlechter Laune, wütend auf Resi. Sie leuchtete ihm wieder wie immer, er gab ihr nicht die Hand wie sonst; als er unten war, konnte er sich aber doch nicht verlagern, hinaufzuschauen. Täuschte er sich, oder hatte sie wirklich etwas gesagt? Und so ein liebes Gesicht! machte sie dazu!

„Her!“ rief er halblaut und wäre beinahe wieder hinaufgerannt. Sie stand aber ganz ernsthaft oben, wie wenn nichts gewesen wäre, und ging ruhig zurück.

Frida lag schon zu Bett; der Mond war durch die flockigen Regenwölkchen gekommen und machte das ganze Schlafzimmer hell. Als Resi eben einschlafen wollte, hörte sie ein Geräusch, das wie Schluchzen klang, und sah, daß Frida im Bett kauerte, die Arme aufgestützt und den Kopf darauf gelehrt. Mit einem Satz war sie wieder aus dem Bett und bei Frida.

„Darf ich?“ — Im Nu war sie unter die Decke geschlüpft und hatte wortlos ihren Arm um den Leib der anderen gelegt. Frida fing noch mehr zu weinen an, ihr Kopf legte sich hilflos auf Resis Schultern und zum erstenmal, seit sie das Mädel zu sich genommen, fühlte sie, daß sie recht getan. Weich und tröstend schmiegte sich der junge Körper an den ihren. Resi sprach nichts, fragte nichts, hielt nur die Bitterrinde an sich gedrückt. Frida wurde durch die ungewohnte Güte und die ungewohnten Liebsojungen in einen Zustand exaltierter Teilnahmebedürftigkeit gebracht und begann stockend und von Weinen unterbrochen, zu reden. Ihre ganze Lebensgeschichte frante sie aus. Wie wenn die Liebe zu Guller ihre andere,

ihre erste wachgerufen, so stand sie mit allen Details vor ihr. Ja, Resi mußte sie verstehen, denn sie liebte! In dieser Stunde vergaß sie ganz, was sie nie vergessen was sie immer gefühlt, daß sie die Aristokratin, Resi die Webejerin, daß sie die Ältere, die Ueberlegenere war; es war nur das Weib, das sich zum Weibe flüchtet in seiner Not, das Trost und Teilnahme heischt vom Weibe als von der Verstehenden.

Die halbe Nacht sprach Frida fort. Nicht nur von ihrer Liebe erzählte sie auch von ihrer Verstörung, auch von ihrem Suchen nach einem Beruf, von ihrem kläglichen Scheitern überall, bis sie es zuletzt zur Stickerin gebracht. Auch das Allerletzte preßte es ihr noch heraus, halb schon von Resi erraten. Ja, sie hatte ein Kind; ein schwächliches Ding war's bei der Geburt und kam gleich in den allerersten Tagen fort. Resi aber sollte ja nie davon reden, nie mehr! Nicht zu ihr und nicht zu anderen. Sie wolle nicht daran erinnert sein, nicht daran denken, es war alles so schrecklich, so schrecklich gewesen!

„Haben Sie es nicht wieder gesehen?“

„Nein, nein! Ich kann nicht! Seitdem ich habe ich so viel leiden müssen, seitdem ich wurde ich verstoßen —“

„Und sein Vater?“

„War ein Schuft, ich weiß nichts von ihm.“

So erzählte sie immer weiter, die ganze Leidenszeit nach der Geburt des Kindes, ihr einsames Leben, nur von Guller sagte sie nichts. Aber es war eine solche Jungfräulichkeit in ihren Worten an Resi und eine solche Färtlichkeit, daß die nun auch ihrerseits alle Schleißen ihrer Liebe und ihres Stolzes auf den „Bräutigam“ öffnete.

„Ich darf ihn recht bald bringen, ja? Ich kann's ja nimmer erwarten! Oh, er ist ein sehr feiner Kerl und splendid! Ich bin schon so gemein, daß ich keinen ohne Geld möcht, ich hab' zu viel Elend dabeiin gesehen. Ich hab' genug! Ein schönes Leben will ich haben — aber ich bin so müd jetzt —“ sie konnte die Augen nicht mehr aufhalten, und während ihr Frida noch Warnungen aufflüsterte, schlief sie ein.

Am anderen Morgen kam bei Frida eine rechte Ernüchterung nach der nächtlichen Exaltation und ein großer Ekel vor sich. Gegen Resi war sie gereizt. Die war mürrisch, weil sie nicht genug geschlafen hatte, schlurste scheltend herum und erschien Frida auf einmal roh und abstoßend. Auch war sie schnipvisch und nahm einen ganz eigentümlichen Ton ihr gegenüber an. Die Aristokratin, die ältere Frau empörte sich. Sie war wohl toll gewesen heute nacht? Einem so jungen Geschöpf, einem Mädel, das sie fast auf der Straße auflesen, ihr ganzes Leben zu erzählen, ihr Herz auszuschütten! Da hatte sie sich eine schöne Kette angelegt! Wahrlich, sie machte recht große Fortschritte in der Kunst, frei zu sein!

Nachmittags besuchte sie Guller. Frida hatte eben an ihn gedacht und sich nach ihm gesehnt. Daß er nun gerade kam, war ihr, wie wenn er sie ertappt hätte und machte sie demütig, unsicher und voll Scham. Guller hatte mit ihr zu reden. Es ging unmöglich mehr anders. Er hatte Resi heute Mittag bei Schleich gesehen, in einer ziemlich düstern Ecke, und zwar mit einem „von unsere Zeit“, er machte eine sehr bezeichnende Bewegung mit dem Zeigefinger nach der Nase, die er herunterdrückte.

„Fräulein Frida, ganz bestimmt, es ist ein richtiger Geldprok, elend elegant und nicht mehr ganz jung, ich glaube er kriegt schon einen Bauch. Was braucht sie mit so einem Kerl in einem Restaurant zu sitzen? Und mit dem mächtigen Pascha hab ich sie auch schon gesehen, er ist mit ihr abends nach Hause gegangen und schaut sie an mit Augen —! — freilich am Tor grüßt er sie förmlich, wie wenn er sie eben erst getroffen hätte! Und mit dem lacht sie —! Oh, so lacht sie nie bei Ihnen, und so lacht sie nicht mit mir. Seien Sie vorsichtig mit dem Mädel, daß Sie nicht eingehen, wissen Sie, bei Weidners sind sie alle flott und nehmen's nicht genau; und wenn sie nicht so ist, wird sie's noch.“

„Bilden Sie sich doch nicht so viel ein! Warum soll das arme Ding nicht mit seinem Bräutigam in einem feinen Restaurant essen?“

„Bräutigam? hm! Ich zweifle vorderhand.“

„Warum? Lassen Sie dem jungen Mädelchen doch das

...denn, wenn er ein Jude ist?"

„Mir kann's recht sein. 's ist nur wegen Ihnen. Nur keine weitere Enttäuschung, das können Sie nicht brauchen. Ich weiß überhaupt nicht, seit das Mädel da ist, ist kein rechter Ton mehr zwischen uns. Haben Sie das noch nicht bemerkt? 's ist rein wie verheert! Man redet nichts Ordentliches mehr, lauter schlechte Witze und Dummheiten werden gemacht, man kommt gar nicht dazu, über das zu reden, was man auf dem Herzen hat. Bei Ihnen allein kommt' ich's tun, das tat mir so wohl, ich wollt', sie wär' gar nicht gekommen! Alle Unbefangenheit ist zum Teufel, und lustiger sind Sie dadurch auch nicht geworden. Was ist das überhaupt in der letzten Zeit mit Ihnen? Sie sind ja die reinste Trauerweide! Mögen Sie mich nicht mehr?“

Frida schüttelte nur wortlos und abwehrend den Kopf, sie schämte sich. Es war ihr, wie wenn sie ihm gezeigt hätte, daß sie ihn liebe, und wie wenn er sie drüber ausgelacht. Wie er jetzt so vor ihr stand, ganz Kraft und Jugend, so bewußt und eigenwillig, war sie ganz in seinem Bann, sie ertrug es nicht, daß er eine andere liebte, sie wollte ihn für sich, ganz für sich haben. Ihr Kopf wehrte sich, ihr Verstand wollte die unsinnigen Gedanken verjagen. (Fortf. folgt.)

## Neues vom Stoffwechsel der Nerven.

Von Dr. Alex. Lipschütz.

Bekanntlich haben die Untersuchungen, die im Laufe der letzten Jahre im Laboratorium von Bertworn ausgeführt worden sind, die Tatsache aufgedeckt, daß die Leitung der Impulse durch den Nerv ein chemischer Vorgang ist, ein Stoffwechselvorgang wie alle anderen Vorgänge in der lebendigen Substanz. Während man früher glaubte, der Nerv leite wie ein elektrischer Draht, wissen wir heute mit absoluter Sicherheit, daß die Tätigkeit des Nerven genüpft ist an die Atmung des Nerven, an einen Stoffverbrauch, daß der Nerv seine Funktion einstellt und alle Fähigkeit, Impulse zu leiten, verliert, wenn man ihm den Sauerstoff entzieht. Auch wissen wir, daß bei der Tätigkeit des Nerven Stoffwechselprodukte entstehen, die normalerweise mit dem Blute aus dem Nerven herausgewaschen werden, daß diese Stoffwechselprodukte, wenn sie sich in dem Nerven anhäufen, ihn ermüden und lähmen. Im großen Ganzen hat der Nerv, der „elektrische Draht“ in unserem Körper von ehemals, seinen Stoffwechsel wie alle andere lebendige Substanz. Und das erscheint uns ja heute auch selbstverständlich, nachdem der amerikanische Zoologe Garrison uns gezeigt hat, daß der Nerv, die Nervenfasern nichts anderes ist als ein Protoplasmafortsatz der lebendigen Nervenzelle. Nur hat sich dieser Teil der Zelle spezialisiert für die schnelle Leitung von Impulsen im Zellenast.

Die Untersuchungen über den Stoffwechsel des Nerven haben später in zahlreichen anderen Laboratorien ihre volle Bestätigung erfahren. Ja, der Nerv, dem man früher allen Stoffwechsel absprechen wollte, ist heute ein bevorzugtes Untersuchungsobjekt geworden, wenn es gilt, feinere Vorgänge im Stoffwechsel der lebendigen Substanz zu studieren.

Wir haben schon mehrmals an dieser Stelle über den Stoffwechsel des Nerven berichtet. Heute soll auf einige neue Dinge eingegangen werden, die früher noch nicht besprochen worden sind. Und zwar sind das Dinge, denen, wie wir sehen werden, die allergrößte biologische Bedeutung zukommt.

Wenn die Leitungsfähigkeit des Nerven ein chemischer Vorgang ist — gleichsam als ob eine Zündschnur abbrenne —, so muß die Leitung im Nerven durch Erhöhung der Temperatur beschleunigt werden. Der Amerikaner Maxwell und später einige deutsche Forscher haben denn auch gezeigt, daß die Leitung im Nerven unter dem Einfluß der erhöhten Temperatur beschleunigt wird und zwar in demselben Maße beschleunigt wird wie alle anderen chemischen Vorgänge in der Natur: bei einer Temperaturerhöhung um zehn Grad wird die Schnelligkeit der Leitung im Nerven um das 2- bis 2,5fache größer. Um mir ein Beispiel heranzuziehen aus Versuchen, über die im vorigen Jahre ein Forscher berichtet hat: der Froschnerv leitet Impulse bei 6 Grad mit einer Schnelligkeit von 11,5 Metern in der Sekunde, bei 16 Grad aber mit einer Schnelligkeit von 26,3 Metern in der Sekunde. Im Körper des gleichwarmen Tieres, des Warmblüters, wo eine Temperatur von ca. 37 Grad herrscht, leitet der Nerv mit einer Schnelligkeit von 120 Metern in der Sekunde. Diese gewaltige Beschleunigung in der Leitung ist einzig und allein bedingt durch die Temperatur: bei einer Erhöhung der Temperatur von 6 Grad auf 37 Grad muß die Leitung im Nerven — wie gesagt, so ist es auch bei allen anderen chemischen Vorgängen der Fall — um das 10- bis 15fache beschleunigt werden.

Ich habe schon vor mehreren Jahren darauf hingewiesen, daß wir im Lichte dieser Tatsache den Erwerb der Fähigkeit, die Körpertemperatur unabhängig von der Temperatur der Außenwelt auf einem bestimmten hohen Niveau zu erhalten, als eine Bedingung an-

...was das bedeutet, wenn die Impulse, die von der Außenwelt an das Gehirn und vom Gehirn wieder an die Muskeln gelangen, das um das zehn- und gar fünfzehnfache schneller tun! Besonders kommt dieses Moment in Betracht, wenn wir an die Verbindungen denken, auf denen alle eigentlichen physischen Vorgänge, das Denken schlechtweg, beruhen: an die Verbindungen zwischen den Nervenzellen selber, zwischen den Nervenzellen in der Großhirnrinde. Man male sich aus, unser Denken würde um das 10- bis 15fache verlangsamt! Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Entwicklung der Psyche, wie sie im Menschen ihren Höhepunkt erreicht hat, nur möglich wurde, nachdem durch den Erwerb einer hohen, stets gleichen Körpertemperatur eine große Schnelligkeit in der Leitung der Impulse von Nervenzelle zu Nervenzelle gegeben war, und nachdem das gleichwarme Tier sich eine stets gleiche Schnelligkeit in der Leitung der nervösen Impulse gesichert hatte. „Kaltblüter“, wechselwarme Tiere, wie Fisch, Frosch und Schildkröte, konnten keine „Denker“ werden.

Eine außerordentlich wichtige Beziehung der hohen Körpertemperatur zur Arbeit der Nerven hat vor zwei Jahren Bertworn's Schüler Walter Thörner aufgedeckt, der im Laufe der letzten fünf Jahre eine Reihe bedeutungsvoller Untersuchungen über die Atmung und über die Ermüdung der Nerven veröffentlicht hat. Thörner hatte schon früher gefunden, daß der Nerv wie jede andere lebendige Substanz ermüdet, wenn man ihn zu vermehrter Tätigkeit veranlaßt. Reizt man z. B. einen aus dem Froschkörper herausgeschnittenen Nerv mit Hilfe eines schwachen elektrischen Stromes, wie man ihn für Reizversuche in der physiologischen Experimentierkunst stets benützt, so findet man, daß der Nerv „müde“ wird, wenn man die Reize sich schnell aufeinander folgen läßt: müde in dem Sinne, daß der Nerv nunmehr seine Arbeit der Leitung von Impulsen nicht so prompt wie früher tut. Man muß den Nerv jetzt viel stärker reizen, wenn er die durch den Reiz in ihm ausgelöste Erregung als Impuls bis an den Muskel leiten soll. Auch darin äußert sich die Ermüdung, daß nun die Impulse langsamer geleitet werden, wie später Haberlandt nachgewiesen hat. Nun untersuchte Thörner den Einfluß der Temperatur auf die Ermüdung des Nerven. Und dabei ergab sich ihm der wichtige Befund, daß der Nerv bei höherer Temperatur nicht so stark in seiner Tätigkeit erlahmt, nicht so stark ermüdet, wie bei niedriger Temperatur. Zuerst führte Thörner Versuche an Froschnerven aus. Und er stellte dabei fest, daß die Stärke der Ermüdung unter denselben Ansprüchen, die an den Nerven gestellt werden, bei 6 Grad um das etwa 2,5fache größer war als bei 16 Grad, und bei 16 Grad um das 2,5fache größer war als bei 26 Grad. Bei 31 Grad war die Ermüdung noch geringer oder sie war manchmal überhaupt nicht zu konstatieren. Nun ging Thörner an Versuche an Warmblüternerven. Versuche am Warmblüternerven sind viel schwieriger auszuführen als solche am Kaltblüternerven, weil die ersteren viel empfindlicher sind gegen allerlei Schädigungen. Aber bei allerlei Vorsichtsmahregeln, zu denen Thörner griff, gelang die Sache doch. Benützt wurden Weimernerven, die eben getöteten Rannichen, Hundn, Meerfischweindchen und Katzen entnommen waren. Thörner untersuchte den Einfluß von Temperaturen auf die Ermüdung der Warmblüternerven zwischen 20 und 38 Grad und er fand wiederum, daß der Nerv bei denselben Ansprüchen um so schwächer ermüdet, je höher die Temperatur ist. Bei einer Körpertemperatur von 37 bis 38 Grad, also bei der Körpertemperatur der gleichwarmen Tiere, ermüdet der Nerv oft überhaupt nicht mehr.

Wer gut aufgepaßt hat, der weiß schon von selber, worin die große Bedeutung dieses Befundes von Thörner liegt: die gleichmäßig hohe Körpertemperatur sichert dem gleichwarmen Tier eine dauernde Unermüdbarkeit seiner Nerven.

So sehen wir, wie hoch der Erwerb der Temperatur-Regulierung für den Ablauf der Vorgänge im Nervensystem einzuschätzen ist: es war nun eine gewaltige Beschleunigung in der Leitung im Nervensystem erworben und die Nerven leiteten von nun ab ohne jemals zu ermüden. Da wird niemand mehr daran zweifeln, daß es ein großes Ereignis war in der Geschichte der Organismen, als die Kaltblüter, jene reptilähnlichen eierlegenden Geschöpfe über die säugenden Säugetiere hinaus, die schon etwas von Temperaturregulierung wissen, zu richtigen Warmblütern, gleichwarmen Tieren wurden. . . .

Aber warum ermüdet der Nerv bei höchster Temperatur nicht so stark, als bei niedriger Temperatur? Thörner hat diese Frage im Zusammenhang mit den allgemeinen Vorstellungen, die Bertworn über Ermüdung schlechtweg entwickelt hat, diskutiert. „Ermüdung“ ist eine Lähmung lebendiger Substanz, bedingt durch eine Anhäufung von Stoffwechselprodukten in der lebendigen Substanz oder durch einen Mangel an Sauerstoff, mit dem den erhöhten Anforderungen der stärker tätigen lebendigen Substanz nicht mehr genügt ist. „Erholung“ ist die Herauscheidung der lähmenden Stoffwechselprodukte und Behebung des Sauerstoffmangels. Thörner stellt sich nun die Sache so vor, daß bei erhöhter Temperatur die lähmenden Stoffwechselprodukte schneller aus den Nerven entweichen können — es handelt sich teilweise wahrscheinlich um Kohlensäure, die bei der Verbrennung von lebendiger Substanz entsteht und als lähmendes Gift bekannt ist. Ob auch die Sauerstoffaufnahme durch die Temperatur beschleunigt wird, wissen wir noch nicht. Jedenfalls aber ist

ihm zur Verfügung stehenden Sauerstoffes ganz gewaltig ist. Noch vor einigen Wochen hat Thörner über neue Versuche von Berden berichtet, die ergeben haben, daß der aus dem Körper herausgeschüttelte Froshnerb in einer Atmosphäre von reinem Sauerstoff viel besser arbeitet als in der Luft, in der ja nur ein Fünftel Sauerstoff ist.

So schlägt man heute in der Wissenschaft Versuche in unermüdlicher Forscherarbeit.

## Im Kosakendorf.

Von Maxim Gorki.

Regungslos still ist's ringsum. Alles ruht, an die Erde geschmiegt, und schläft. Auch mich überkommt ein leiser Schlaf; alles, was der verwöhnte Tag mir gebracht, zieht an mir vorüber, es wächst, schwillt ins Ungemessene und wälzt sich, unförmlich groß wie ein Steppenhügel, über mich hin. Die Glocke ertönt — trägt, in ungleichen Zeitabständen fallen die metallenen Klänge ins Dunkel. Mitternacht ist's.

Auf das trockene Schilf des Daches und in den Staub der Straße klatschen vereinzelt, schwere Regentropfen nieder. Eine Grille zirpt, es klingt wie ein hastiges Erzählen, und im Dunkel der Hütte läßt sich wieder ein leidenschaftliches, unterdrücktes Flüstern vernehmen:

„Heberleg' Dir's doch, mein Lieber: welchen Zweck hat es, so ohne Ziel herumzuziehen, höchstens mal für fremde Leute zu schuften . . .“

„Ich kenne Dich doch nicht . . .“, antwortete dumpf der Bursche aus Benja.

„Sprich leiser . . .“

„Was willst Du eigentlich von mir?“

„Gar nichts will ich. Du tuft mir nur leid . . . Bist jung und kräftig, und verlüderst Dein Leben, und darum sag' ich: komm mit mir!“

„Wohin?“

„Ans Meeressufer. Es gibt dort sehr schöne Stellen . . . Auch hier bietet die Erde dem Menschen schon viel Schönes, aber dort ist es noch weit schöner . . .“

„Ist's auch wahr?“

„So sprich doch leiser! . . . Ich bin eine Frau, die sich sehen lassen kann, ich versteh' jede Arbeit . . . Wir suchen uns dort ein Plätzchen und leben beide still und gemütlich miteinander . . . Ich gebäre Dir ein paar Kinder und ziehe sie groß . . . Ich glaube wohl, daß ich dazu taug' . . . Da, fass' mal meine Brust an . . .“

Der Bursche läßt ein lautes Grunzen hören. Ich bin in einiger Verlegenheit: ich möchte ihnen zu verstehen geben, daß ich nicht schlafe; aber die Neugierde hält mich davon zurück, und so schweige ich und belausche die sonderbare Unterhaltung, die mein Blut in Wallung versetzt.

„Nicht doch, treib' keinen Mutwillen!“ flüstert die Frau schwer atmend — „ich hab's doch nicht deshalb gesagt . . . ich rede im Ernst . . . laß mich los . . .!“

Der Bursche aber versetzt in grobem Tone:

„Was kommst Du mir auf den Hals? Erst drängt sie sich mir auf, und dann tut sie zimperlich . . .“

„Still doch, man wird Dich hören — dann muh ich mich schämen . . .“

„Und zu mir zu kommen — dessen schämst Du Dich nicht?“

Sie schwiegen. Der Bursche schnaubte ärgerlich und räfelte sich auf seinem Lager. Die Regentropfen fielen noch immer in langsamem, trägem Tempo, und zwischendurch drangen die Worte der Frau an mein Ohr:

„Meinst wohl, ich werf' mich dem erstenbesten an den Hals? Ich brauch' einen Mann, auf den ich mich verlassen kann, einen guten Menschen . . .“

„Bin ich Dir etwa nicht gut genug?“

„Was redest Du nur . . .“

„Einen Mann braucht sie!“ sprach der Bursche grinsend. „Wie durchtrieben Ihr seid — einen Mann! Ach, Du . . .“

„So hör' doch nur! Ich bin's überdrüssig, mich länger so herumzutreiben . . .“

„Dann geh in Deine Heimat . . .“

Sie schwieg ein Weilschen und antwortete dann leise:

„Ich hab' keine Heimat, keine Verwandtschaft . . .“

„Nig' doch nicht . . .“, versetzte der Bursche.

„Bei Gott! Straf' mich der Himmel, wenn ich Lüge . . .“

Es klang wie ein Weinen aus ihren Worten. Ein banges, quälendes Weinen stieg in mir auf — ich hätte aufspringen und dem Lämmel mit Faustschlägen aus der Hütte treiben mögen, um dann lange und herzlich mit dieser Frau zu reden. Wie ein verlassenes Kind hätte ich sie auf die Arme nehmen mögen . . .

Sie begannen wieder miteinander zu ringen.

„Na, so verstell' Dich doch nicht!“ brummte der Bursche.

„Nein, ich will nicht . . . mit Gewalt setzt Du nichts durch . . .“

Und plötzlich schrie sie wie in schmerzlichem Erstaunen auf:

„O weh . . . warum nur, warum das . . .?“

Ich sprang empor, und in einem zornigen Anfall schrie ich gleichfalls laut auf. Es wurde still, irgendjemand froh vorsichtig

angel hängenden Tür.

„Ich hab' nicht angefangen.“ murmelte der Bursche. „Sie ist selber zu mir gekommen, die lieberliche Dirne. Alle sehen einem hier zu, nicht zur Ruhe kommt man . . .“

„Nein, so ein Dummkopf, so ein Dummkopf . . .!“ klang es beleidigt von der Tür her.

„Schweig lieber, Du Herumtreiberin!“

Der Regen hatte aufgehört. Durchs Fenster drang die schwüle Luft herein, und die nächtliche Stille legte sich mir bestemmend auf die Brust. Ich ging in den Hof hinaus — es war dort stidig und kühl zugleich, wie zur Sommerzeit in einem Keller, wenn das Eis schon geschmolzen und die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist.

Jemandwo in der Nähe saß leise schluchzend die Frau aus Njājan. Ich lauschte nach ihr hin und ging, meinem Gehör folgend, nach der Richtung, aus der die Laute kamen. Sie saß, den Kopf mit den Händen umfassend, in einem Winkel des Hofes und neigte sich abwechselnd vorwärts und rückwärts, als verbeuge sie sich vor mir. Ich empfand einen stillen Groll gegen sie. Lange stand ich vor ihr und wußte nicht, was ich sagen sollte; dann begann ich:

„Sag' mal — hast Du den Verstand verloren?“

„Laß mich.“ antwortete sie nach kurzem Schweigen.

„Ich hab' alles gehört, was Du zu ihm sprichst . . .“

„Nun — und was weiter? Geh's Dich etwas an? Bist Du vielleicht mein Bruder?“

Sie sagte das wie im Traum, ohne eine Spur von Aerger. Die großen, trüben Flecke an der Wand starrten wie blinde Gesichter auf uns, und dicht nebenan stöhnte ein Zugochse im Schlafe.

Ich setzte mich neben die Frau.

„Du willst Dir wohl mit Gewalt den Hals brechen?“ sagte ich.

Sie gab keine Antwort.

„Störe ich Dich?“

„Nein, bleib nur.“ versetzte sie, ließ die Arme sinken und sah mich lange an. „Woher bist Du?“ fragte sie dann.

„Aus Njānij . . .“

„So weit her . . .?“

„Hast Du den Burschen da gern?“ fragte ich.

Jögern und gleichsam die Worte zählend antwortete sie:

„Er ist nicht übel. Ein kräftiger Junge — aber sehr heruntergekommen . . . Dumm scheint er zu sein . . . Schade um ihn: könnte was Tüchtiges leisten, wenn er am rechten Plage wäre . . .“

Die Uhr auf dem Kirchturm schlug zwei; sie bekreuzte sich zweimal, ohne ihre Rede zu unterbrechen.

„Es tut mir immer leid, wenn ich die jungen Menschen so um nichts zugrunde gehen sehe. Schade um ihre Kräfte! Wenn ich könnte, ich brächte sie alle in ein gutes Brot . . .“

„Und Du selbst — tuft Dir nicht leid . . .?“

„Gewiß, auch ich tu mir leid . . .“

„Wie kannst Du Dich an solch einen Tölpel wegwerfen?“

„Ich würde schon einen Menschen aus ihm machen, glaub's mir! Du kennst mich nicht . . .“

Sie seufzte tief auf.

„Hat er Dich vorher geschlagen?“

„Nein. Laß ihn nur in Ruhe . . .“

„Du hast doch so laut geschrien . . .?“

Sie schmiegte sich plötzlich mit der Schulter an mich an und gestand leise:

„Gegen die Brust hat er mich gestoßen . . . Er hätte mich auch untergeknickt, aber ich wollte nicht . . . Ich kann mich nicht so hingeben, ohne Herz und Gefühl, wie eine Kape . . . Wie plump Ihr doch alle seid . . .!“

Das Gespräch kam ins Stocken. In der Tür der Hütte stand jemand und pfiß leise, als wenn er einen Hund riefe.

„Da ist er . . .“, flüsterte die Frau.

„Soll ich fortgehen?“

Sie sahte mich ans Anie und sagte hastig:

„Nein, bleib nur, bleib!“

Der Mann in der Tür verschwand nach einer Weile. Ein unterdrücktes, schmerzliches Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

„O Gott, wie bitter leid tun mir doch alle, alle! Alles, was da lebt . . . alle Menschen . . . alles, alles . . . tut mir so schrecklich leid! O Herr und Vater im Himmel!“

Ein Bittern überließ ihre Schultern, sie weinte und flüsterte leise schluchzend:

„Wenn mir so in der Nacht alles einfällt, was ich gesehen habe, dann überkommt mich solch ein Weh um all die Menschen . . . Laut aufschreien möcht' ich, über die ganze Erde hin, und sind' doch keine Worte, weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll . . .“

Ich kannte diese Stimmung und begriff sie: auch ich hatte diesen stummen, wortlosen Aufschrei in meiner Seele empfunden.

„Wer bist Du eigentlich?“ fragte ich sie und streichelte ihren Kopf und die zitternden Schultern. Und als sie sich beruhigt hatte, begann sie mir mit leiser Stimme die Geschichte ihres Lebens zu erzählen. Sie war die Tochter eines Tischlers, der nebenbei auch Bienenzüchter war. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte der Vater ein junges Mädchen geheiratet, und die Stiefmutter wußte es durchzusehen, daß die damals neunjährige Tatjana ins Kloster gesteckt wurde. Dort verblieb sie bis zum heiratsfähigen Alter, lernte lesen und nähen, und dann jah sie der Vater einem alten gedienten Soldaten, der in den Klosterwäldern als Forstwart angestellt war, zur Frau.

Ich hätte gern Ihr Gesicht gesehen, während sie ihre Lebensgeschichte erzählte — vor mir ist jedoch nur ein runder, ver-schwommener Fleck; ihre Augen sind, scheint es, geschlossen. So festsam still ist's ringsum, daß sie die ganze Zeit unwillkürlich nur ganz leise flüstert. Wie verloren sind wir in dieser stummen, dunklen Leere, in der noch kein Leben ist, in der wir gleichsam erst das Leben erwecken sollen. (Fortf. folgt.)

### Kleines Feuilleton.

**Kleptomane im Zuchthaus.** Im „Vorwärts“ ist seiner Zeit darüber berichtet worden, daß die gerichtlichen Sachverständigen für Psychiatrie der Kleptomane allerhand Zweifel entgegenzusetzen begannen. Ob diese Zweifel in der Praxis so verlaufen werden, daß die Kleptomane für die unteren Stände abge schafft, für die oberen aber als eine große strafrechtliche Bequemlichkeit beibehalten wird, müssen wir abwarten. Für die Sache selber aber, für das Vorhandensein — einer Stehkrankheit also, spricht ein Zeugnis, das wir in einem unverdächtigen Zusammenhang aus einer völlig unverdächtigen Feder gefunden haben.

In dem erschütternden Buch, das der alte 48er Revolutionär August Rödel über seine furchtbaren Zuchthausjahre geschrieben hat, finden wir diese Episode:

Eines Tages beim Spazierengehen in dem Hofe wandte ein aus den unteren Zellen kommender junger Mann vor mir her. Halb einem Irren, halb einem Trunkenen gleich, blickte er ängstlich um sich, zitternd bald nach links, bald nach rechts zurückschredend, zuweilen auch, wenn ein lautes Wort erscholl, mit einem halb unterdrückten Schrei einige Schritte fliehend. Erkant und empört über diesen Anblick rufe ich den Aufseher, was dieser Geisteskranke hier solle?

„O, der ist nicht verrückt,“ lautete die Antwort. „Er ist nur „niedergeführt“ durch die vielen Prügel, denn er kann das Mäusen nicht lassen.“

Der Unglückliche litt an der Kleptomane, wie man in England die gar nicht so seltene Leidenschaft des Stehlens um des bloßen Stehlens willen nennt, vielleicht die unüberwindlichste aller angeborenen Abirrungen, ein partieller Wahnsinn. Und durch Hiebe und durch sonstige Martern sollte der Arme von seiner Krankheit geheilt werden! Ist es schon traurig genug, daß unsere Gerichte zwischen dem wirklichen, bewußten Diebstahl aus freiem Entschluß und dieser Manie, deren willenloser Knecht der Mensch ist, nicht zu unterscheiden wissen, so bietet sich doch in der Strafanstalt selbst die beste Gelegenheit, über einen solchen Fall schnell ins reine zu kommen — denn der Dieb aus Leidenschaft stiehlt meist alles und jedes, ohne Hinblick auf einen daraus zu ziehenden Nutzen — und nur die sträflingste Gleichgültigkeit oder eben so streng zu verurteilende Unwissenheit kann eine solche Erscheinung mit gewöhnlicher Dieberei verwechseln. Schon die Erfolgslosigkeit der Strafen in einer solchen Anstalt, wo doch wahrlich die Verführung so schwach als die Gelegenheit selten ist, müßte jeden nur halbwegs Denkenden zu der Einsicht führen, daß er sich hier einem Ausnahmefall gegenüber befindet, der anders beurteilt sein will.

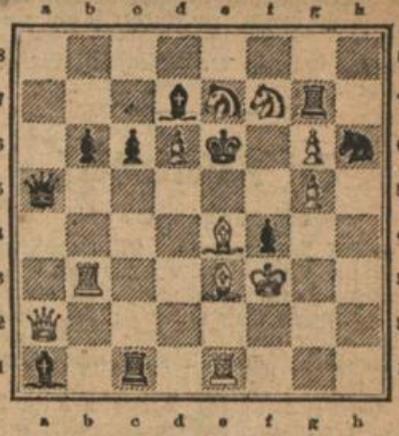
Wer die Gestalt dieses unglücklichen Sträflings in Nidels Schilderungen hat vorüberwanken sehen, wird nicht mehr daran zweifeln, daß es eine Krankheit des Stehlens gibt. Die Haut schaudert einem bei dem Gedanken, daß selbst die Hölle dieses Zuchthaus noch Reize zu entfalten vermochte, die einen wahnbesessenen Menschen zum Stehlen verführen konnten.

Das Land der Hüte. Nicht an die lapriziosen Phantasieprodukte erfinderischer Pariser Modistinnen möge der Leser denken, wenn wir einen Augenblick vom „Land der Hüte“ plaudern, nein, nicht das lugusfließende Seinschabel, sondern „weit hinten“ der Schauplatz der gegenwärtigen Kriegswirren, das exotische Mexiko, darf auf diesen merkwürdigen Titel Anspruch machen. Wer könnte sich in der Tat den Mexikaner vorstellen ohne seinen mächtigen breitrandigen Sombrero! Ohne diese, uns Europäern ein bißchen theatralisch erscheinende Kopfzier würde seinem Kosmos die „Krone“ fehlen; es wäre nur einfach amerikanisch, aber im übrigen eines Nachkommen der stolzen Azteken durchaus unwürdig. Um die Wahrheit zu gestehen: Der mexikanische Sombrero ist eigentlich gut europäischen Ursprungs, da die Spanier ihn bei der Entdeckung der neuen Welt mit hinüberbrachten; aber erst unter der Tropenzone Mexikos hat diese Kopfbedeckung ihren phantastischen Umfang erhalten und ist in der Folge gar zu einer Art von nationalem Abzeichen geworden. Die Reisenden, die zum ersten Male nach Mexiko kommen, sind erstaunt zu sehen, welche Wichtigkeit dem Sombrero in allen Klassen der Gesellschaft beigemessen wird. Vom stolzen Besitzer einer Hacienda ganz zu geschweigen, der eine prächtige Kollektion Hüte besitzt (von denen der billigste seine fünfzig Mark kostet!), legt selbst der arme Teufel, der in „huarachas“, d. h. Sandalen, geht und an den Lugs von Stiefeln nicht zu denken wagt, dem nach unendlichen Sparkünsten erreichten Besitz eines Sombreros einen Wert bei, den ein Nichtmexikaner gar nicht abschätzen kann. Mit dieser nationalen Kopfbedeckung und dem „charo“, einer Art kurzer Weste angezogen, ist selbst der ärmste Mexikaner ein Gentleman und pfeift auf alle Welt, den Präsidenten der feindseligen Nachbarrepublik und den Wahlsingtoner Senat eingeschlossen — sogar ganz besonders eingeschlossen!

Verantw. Redakteur: Alfred Wielepp, Neudölln. — Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

### Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.



Unser Turnier  
Motto: „Gemini“.

1. Lb8-c5. #3

**Schachnachrichten.** Mit Schönheitspreisen sind in dem Petersburger Turnier gekrönt worden: die Partie Riemzowitsch — Larrasch, die wir schon gebracht haben und Capablanca — Bernstein, die wir das nächste Mal zu bringen gedenken. Am 10. Juli d. J. beginnt in Mannheim die 19. Kongress des Deutschen Schachbundes, bestehend aus fünf Turnieren für Spieler verschiedener Spielstärken, darunter ein internationales Meisterturnier von 18 Teilnehmern (8 Preise von 2000 M. abwärts). Anmeldungen bei S. Römmig, Mannheim, Parkring 27/29.

**Schottische Partie.**  
Dr. Tartakower. J. Capablanca.  
1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb3-c6.  
3. d2-d4

Diese Eröffnung ist nicht besonders stark, weil auch der Gegner später zu d7-d5 gelangen kann.

3. ... e5xd4  
4. Sf3xd4  
Dies heißt „Schottische Partie“, während 4. Le4 den Namen „Schottisches Gambit“ trägt. 3. B.: 4. Le4 (c8 nennt man „Öhring-Gambit“), 4. ... Le5; 5. c3 (0-0, d5!), 5. ... Sd6; 6. e5 (cd, Lb4) führt zur „Italienischen Partie“, 6. ... d5; 7. e5xf6 (Lb5!), Se4 mit gleichem Spiel), 7. ... dxc4; 8. fxc7, Tg3; 9. Lg5, f6; 10. De2, Dc7; 11. LxT6, DxD7; 12. KxD, d3? nebst event. Kf7. Schwarz steht gut.

4. ... Sg8-f6!  
5. Sd4xc6  
Dieser Tempoverlust bildet die Schwäche der Eröffnung. Nach der 5. Sc3, Lb4; 6. f3, 0-0; 7. Le2, d5 steht Schwarz gut. Oder 5. Le4, Sxc4; 6. LxT7, KxL; 7. Dh5, g6; 8. Dd5, Kg7; 9. Dxc4, De8; 10. DxD, Lb4; 11. c3, TxD7 zc. Schwarz steht gut.

Bei 5. Lb5, Sxc4; 6. 0-0 darf zwar Schwarz 6. ... Le7? wegen 7. Sf5! (Dr. B. Lasker), 7. ... Lf6! 8. Dd5! nicht spielen, aber 6. ... Sc5 (Alapin) nebst event. Se6 behauptet den Bauer.

5. ... b7xc6  
6. Lf1-d3 d7-d5!  
Hiermit gleicht Schwarz aus.  
7. e4xd5  
Beachtenswert scheint uns 7. De2, de4 (sonst e4-e5); 8. Lxc4, SxL; 9. Dxc4, De7; 10. Sd2, Lf5; 11. DxD7, LxD; 12. e3 zc. Für das Käuferpaar und Entwicklungsvorprung des Gegners hat Weiß wenigstens die bessere Bauernstellung.  
7. ... c6xd5  
8. Ld3-b5?  
Neblicher ist 8. 0-0!, e6; 9. Lg5, Le7; 10. Sc3 zc.

8. ... Le8-d7  
9. Lb5xd7 Dd8xd7  
10. 0-0 Lf8-e7  
11. Sb1-d2 0-0  
12. b2-b3 Tf8-e8

13. Lc1-b2 Ta8-d8  
14. Sd2-f3  
Vorziehen war Df3 nebst event. Belegung der Zentrumsfelder mit den Türmen.

14. ... Sf6-e4!  
15. Dd1-d3 Le7-c5  
16. Ta1-d1 Te8-e6  
Schwarz ist etwas im Vorteil, weil er um 2 Tempi voraus ist.

17. e2-c4  
Führt zur Öffnung der d-Reihe für den Gegner und sollte lieber unterbleiben. (Ld4!)

17. ... Te8-d6  
18. Td1-e1  
Besser war sofort Te1-  
18. ... f7-f6  
19. Lb2-d4

Die schwarze Batterie auf der d-Reihe sollte mit Le5! gesprengt werden.

19. ... Lc5xd4  
20. Sf3xd4 Dd7-f7!  
Hiermit übernimmt Schwarz den Angriff, den er mit Kraft und Präzision zu Ende führt.

21. Sd4-b5 Td6-d7  
22. Te1-c1  
Auf Sxa7 folgt do nebst Sd2.  
22. ... d5xc4!  
23. Dd3xc4 Df7xc4  
24. b3xc4 c7-c6  
25. Sb5-a3 Td7-d2  
26. f2-f3 Se4-c5  
27. Te1-c2 Td8-d3  
28. Tf1-e1 f5-f4  
29. Kgl-f1 Kg8-f7  
30. Te1-e5  
Vorsichtiger war: 30. TxxT, TxxT, 31. Te2.

30. ... Td2-d1?  
31. Kf1-e2?  
Der entscheidende Fehler. Mit 31. Kf2, Se6; 32. Ta5, Td2+; 33. TxxT, TxxT+; 34. Kf1, Txa2; 35. Txa7 zc. war längerer Widerstand zu leisten.  
31. ... Sc5-c6  
32. Te5xc6  
Gegen Sd4? sonst keine Parade.  
32. ... Kf7xc6

Und die materielle Uebermacht gemann. (33. e5, Td5; 34. Se4, Th1; 35. Sd6, Tg1; 36. Kf2, T5d1; 37. Te4, Td1+; 38. Ke2, Te1+; 39. Kd2, Te5; 40. Txf4, Txxg2+; 41. Kd3, Txxc5\* usf.).